

**Verleihung des Thomas Mann- Preises
2020 der Hansestadt Lübeck und der
Bayrischen Akademie der Schönen
Künste an Nora Bossong**



Rede der Preisträgerin Nora Bossong am 06.06.2021:

Sehr geehrte Damen und Herren,

„dat is nu Allens so as dat is.“

So erklärt es Corl Smolt, ein junger Lagerarbeiter, mitten in den Revolutionswirren in Lübeck 1848 dem Konsul Jean Buddenbrook. Dieser ist herbeigeeilt, um die Menschen zu beruhigen, den Umsturz abzufangen und in ruhige, in alte Bahnen zu lenken.

„Smolt, wat wull Ji nu eentlich! Nu seggen Sei dat mal!“

„Je, Herr Kunsel, ick seg man bloß: wie wull nu'ne Republike, seg ick man bloß...“

„Öwer du Döskopp... Ji hew ja schon een!“

„Je, Herr Kunsel, denn wull wi noch een.“

Eine Revolution war es nicht, die unsere Gesellschaft im letzten Jahr durcheinander gebracht hat, in gewisser Weise war es sogar das Gegenteil davon. Keine Idee einer gerechteren Gesellschaft, keine utopische Vision stand hinter diesem plötzlich aus der Routine geratenen Alltag, den wir erlebten, und nicht nur die Bourgeoisie wünschte sich die alte, sichere Normalität zurück. Statt mehr Lärm, wie wir es mit einer Revolution verbinden, gab es mehr Stille, so viel, dass uns mitunter die Ohren gebräust haben. Manche mögen sich einen Konsul Buddenbrook gewünscht haben, der einer kleinen aufgebrachtten Menge und ihrer Forderung, die deutsche Diktatur zu stürzen, gelassen entgegnet:

Je, awer dat hew wi ja schon!

Es gibt einen Satz, der mir das letzte Jahr zusammenzufassen scheint, besser als alle tagespolitischen Kommentare, virologischen Erklärungen und mal mehr, mal weniger hellsichtigen Einwürfe.

„Er fuhr auf Besuch für drei Wochen.“

Es ist Hans Castorp, ein junger Mann aus Hamburg, hanseatischer Strenge und Zeitgenauigkeit verpflichtet, der in Davos Dorf ankommt, auf dem Zauberberg, und an einen kurzen Besuch glaubt. Den Roman habe ich zu Beginn des ersten Lockdowns noch einmal gelesen, als die Zeit plötzlich aus ihrer Routine kam und wir mit ihr. Wenn das alte kapitalistische Bonmot noch gilt, wonach Zeit Geld ist, dann wurden wir in diesen Wochen entweder von Reichtum erdrückt oder wir verarmten vollends, denn diese Währung galt plötzlich nichts mehr und schon gar nicht mehr das, was wir gewohnt waren. Es war ein Börsencrash eigener Art. Dass unser Wohlstand ins Wanken gerät dadurch, dass unsere Zeit, und das meint eben auch Lebenszeit, mit einem mal anders verstreichen würde, das hatte wohl niemand erwartet.

Aus den drei Wochen werden für den jungen Hans Castorp sieben Jahre. Nun will ich nicht hoffen, dass es uns ebenso ergeht, aber die Frage, was das denn nun ist, Zeit, und was wir sind in Anbetracht ihrer Finten, in der Isolation eines Ortes, der ganz auf Krankheit, Genesung und Sterben fokussiert ist, fern von den Alltäglichkeiten, die wichtig zu nehmen wir gelernt haben, die stellt sich uns seit nunmehr anderthalb Jahren. Wir haben etwas erfahren über Angst und Verwundbarkeit, über Einsamkeit und Tod, wir haben gelernt über Arroganz und Überheblichkeit, auch über Freiheit und Solidarität,

leider vor allem dann, wenn sie ausblieben, und es ist uns widerfahren, dass das Sterben sich nicht so leicht in den Schatten rücken ließ, wie es unsere Gesellschaft eingeübt hat.

Um den Tod dreht sich alles auf dem Zauberberg, und doch geschieht er auch hier hinter verschlossenen Türen. Der Anschein der Genesung soll gewahrt bleiben, auch wenn sie selten eintritt. Krank war man schon zuvor, ob man es wusste oder nicht, und gegen die Krankheit hilft nur Zeit. Das ist die Therapie dort oben auf dem Berg. Zeit nicht mehr bloß als Währung, sondern als Widerstand gegen die rastlose Gegenwart. Es sind Jahre dort oben, in denen Hans Castorp vergisst, welche drängenden Geschäfte in Hamburg anstehen, wie der Hafen riecht, wie die Möwen klingen, wie eine Perspektive sich weitet, die nicht nur die Balkonbrüstung eines Sanatoriums und verschneite Bergkuppen als ihren Horizont kennt. Auch wir haben in den letzten Monaten nicht nur frühere Routinen verlernt, wir haben mit der Schließung der Grenzen auch ein wenig vergessen, wie es dahinter aussieht, und unsere Neugier auf das, was dort liegt, ließ nach, während wir damit beschäftigt waren, in unserer neuen, engeren Welt zurechtzukommen.

Doch während der Zauberberg den politischen Verwerfungen enthoben ist und erst der plötzlich ausbrechende Krieg die Bewohner zurückruft in die Wirklichkeit nationaler Feindschaften, liefen globale und soziale Spannungen in unseren Monaten mit. Das, was in den Jahren zuvor bereits zu beobachten war, eine wachsende Zustimmung zu autoritären Regimen und nationaler Abschottung, konnte sich triumphierend in Pose werfen. Was wir erlebten, war nicht nur ein

Ringen mit Zeit und Krankheit, es war ein Kampf zweier Systeme, des demokratischen und des autoritären, und beide versuchten, sich im Bewältigen der Krise als das überlegene darzustellen – und mussten dabei Partner und Gegner zugleich sein.

Manns Zauberberg ist ein verwunschener Ort in dem Sinne, dass er Wünsche verkehrt, dass er Bestrebungen vergessen lässt. Ist es ein Ort der Dekadenz, der Flucht oder ein Ort der Freiheit? Es ist gewiss ein Ort, der Utopien keinen Halt gibt, zwar laufen sie durch ihn hindurch – wir hören Naphtas Vorträge auf den Wegen vom Sanatorium zum Dorf – aber wie alles Übrige sind sie hier nur Gast. Es ist ein Ort für Privatpatienten, ein Ort der zahlungskräftigen Klientel oder jener, die so entkräftet sind, dass Schulden keine Rolle mehr spielen, und die irgendwo noch einen wohlhabenden Verwandten haben. Unser Zauberberg war eher ein Wartezimmer, in dem gesellschaftliche Verwerfungen naturgetreu nachgebildet waren, und während ein paar Privatpatienten durch das Fenster auf Bergkulissen sahen, konnten andere darin nur einen Lichtschacht sehen. Und dann gab es jene, die man gar nicht erst einließ. Denn nicht nur macht Armut krank, auch verschärft Krankheit die Konsequenz von Armut. Dass hinter den Wänden des Lichtschachts die Weltgeschichte weiterging, Hegemoniebestrebungen und Machtkämpfe, Aggression und politische Manipulation, das verbindet uns aber doch mit dem Balkon von Hans Castorp.

„Er fuhr auf Besuch für drei Wochen“ – und es werden sieben Jahre. Noch auf eine andere Weise ging es mir ähnlich wie dem jungen

Castorp. Als ich mich an diese Rede setzte, dachte ich, sie in wenigen Tagen zu schreiben, ich wollte etwas sagen über den Zauberberg, über die „Revolutschon“, die vom Konsul Buddenbrock nüchtern niedergeredet wird, über die Frage, ob Thomas Mann nun eigentlich ein demokratischer Künstler oder ein politischer Demokrat war und wie er sich von seinen Betrachtungen eines Unpolitischen entfernt hat. Es sollte sozusagen ein Besuch von drei Wochen im Werk eines Autors sein, den ich schon früh viel gelesen habe. Ich merkte aber bald, dass ich auf Besuch eines Lebens fuhr.

Es mag daran liegen, dass ich ebenso wie Thomas Mann im Hanseatischen aufgewachsen bin, dass mir die strenge Genauigkeit einer vom Kaufmännischen, von Handel und schlechtem Wetter geprägten Gegend vertraut ist, dass er mir näher ist und ich ihm enger verbunden bin als anderen Autoren. Diese Verbindung ist nicht nur eine wohlige, sondern durchaus ambivalent. Es war, kurz gesagt, nicht nur eine Rede über Thomas Mann, die ich vor mir herschob, sondern ich rang mit einem Übervater und also mit mir selbst, und der strenge Blick, den ich morgens spürte, sobald ich mich an den Schreibtisch setzte, ging nicht nur von dem Portrait des hanseatisch disziplinierten Großschriftstellers auf dem Buchumschlag aus, sondern hatte sich längst in etwas mir eigenes verwandelt. Etwas eigenes, in das sich der Stammbaum der Buddenbrooks und der verhasste Frühling von Tonio Kröger ebenso eingeschrieben hatten wie das Bild der Bremer Kaufmannstochter, die im Sanatorium Einfried über die Parkwege zieht, zu kränklich für die handfesten Banalitäten des Alltags, die ihr Gesundheit strotzender Kaufmannsgatten verkörpert, und auch die

Sehnsucht nach einer türenknallenden und Brotkügelchen rollenden Madame Chauchat kenne ich. Das gelöste Spiel, wie es diese junge Patientin des Zauberbergs treibt, scheint mir bei Thomas Mann so erstrebenswert wie kaum erreichbar, und nur die Krankheit ermöglicht es seinen Figuren, ihre Hand danach auszustrecken. Der Gesunde dagegen ist auf eine gewisse Art viel tiefer erkrankt, denn er kommt nicht los davon, das Leben zu ordnen und so von jeder Lebendigkeit und allem selbstvergessenen Spiel zu befreien.

Ich fuhr auf Besuch eines Lebens, aber es war nicht mein eigenes, auch nicht das von Thomas Mann. Im Oktober vergangenen Jahres saß ich auf einer Bank vor dem Amtsgericht Essen, und blickte auf die nüchterne Autorität der Säulen und Giebel, wie die eines Kaufmannskontors, in dem Leben sich unweigerlich in Zahlen wandelt, und was eben noch undurchschaubar schien, quantifiziert und verwaltbar wird. Es war ein milder Tag, Frühherbst, Hunde jagten über die Wiese, Menschen spazierten an mir vorbei, und die Pandemie ließ uns soweit in Ruhe, dass wir sie zumindest hier draußen kurz vergessen konnten. Welcher Tag es war, kann ich nicht mehr sagen, die Oktoberwochen in meinem Kalender sind leer, als wäre der Herbst ohne Ereignis verstrichen. Ich wandte mich der Straße zu, durch die ich mit meinem Vater früher oft gegangen bin.

Es sind stille, schlichte Spuren, die am Ende bleiben. Eine lose Fußleiste im Bad. Ein Glas Wasser auf dem Tisch. Ein Kugelschreiber in der Innentasche eines jeden Jacketts. Die schütterere Stelle im Teppich, über die ein Schreibtischstuhl vor und zurück geschoben

worden war, jahrelang.

Mein Vater ist überraschend verstorben. So überraschend wie Thomas Buddenbrook im letzten Teil des Romans an einem faulen Backenzahn ver stirbt. Überraschend, sage ich, auch wenn mein Vater etwas geahnt haben mag, als wir uns kurz zuvor noch sahen, und uns, ohne es zu wissen, zum letzten Mal verabschiedeten. Am nächsten Morgen verpassten wir uns, er war schon auf der Autobahn, als mir die Rezeptionistin mein Telefon gab, das mein Vater am Vorabend für mich eingesteckt und zurückzugeben vergessen hatte. Es waren die alten Verlässlichkeiten, dass wenn die Tochter ein Kleid ohne Taschen trägt, der Vater ein Jackett anhat. Drei Wochen später würde ich den von mir geschriebenen Zettel auf dem Beifahrersitz seines Wagens finden, der ihn an das Handy erinnert hatte.

Es sind schlichte Spuren, die bleiben, aber in diesen Spuren liegt ein Leben, das man noch einmal erzählen will, um es nicht gehen zu lassen. Die Höhle, die ich in meiner Kindheit unter dem Schreibtisch meines Vaters baute. Unsere Jahre in Hamburg, wo wir in unmittelbarer Nachbarschaft eines Thomas Mann wohnten, eines hanseatischen Patriziers, dessen Disziplin und intellektuelle, liberale Brillanz in den Bann schlug und einschüchterte. Meine Jugend, in der ich mich bemühte, mir diese großbürgerliche, weltläufige Beherrschtheit selbst beizubringen, um ein Stück meiner Kindheit damit bei mir zu behalten. Es waren die Spaziergänge mit meinem Vater durch Rom und Venedig, der Versuch, in Italien dem Calvinismus unserer Heimatstadt zu entkommen, der uns beiden, wengleich katholisch, fest im Nacken saß. Es war jeder Vormittag,

den ich allein am Schreibtisch verbracht habe, und darin meinem Vater verbunden. Es war das Hanseatum, mit dem ich ebenso wie er aufgewachsen bin, ein starkes wie strenges, eines, das Halt geben, und eines, an dem man zerbrechen kann.

Es war auch meine Familiengeschichte, in der das Hanseatum schon brüchig geworden war, als ich auf die Welt kam, und in der zwei Generationen vor mir noch versucht worden war, den Anschein zu wahren, aber den Anschein zu wahren, zahlt immer jemand und meistens teuer. Es zahlen jene, die dem Anschein nicht gerecht werden, und die Zerrissenheit zwischen dem Wunsch, ihm doch noch zu genügen, und der Freiheit, die man bekommt, wenn der Anschein hinter einem liegt, hat mein Vater ebenso gekannt wie ich.

Er war nicht Kaufmannssohn, aber Kaufmannsenkel. Nicht Großbürger, aber Großbürger in meiner Vorstellung. Das Haus in der Braunschweiger Straße, in dem meine Großmutter aufgewachsen ist, war in meiner Erinnerung, die genau genommen nur ein sepiafarbenes Foto ist, ähnlich herrschaftlich wie das Patrizierhaus der Buddenbrooks, aber steht man davor, entpuppt es sich nur als eines jener hübschen, schmalen Reihenhäuser Bremer Bauart.

Mein Vater ist nicht an einem faulen Zahn gestorben, aber der Zahn war es ja auch bei Thomas Buddenbrook nicht wirklich. Es ist grundsätzlicher und eigener zugleich. Jene, die der Starre kaufmännischen Denkens und reiner Nützlichkeitskalkulationen entfliehen, die durchlässig werden für Empfindsames, für das, was man eigentlich Lebendigkeit nennt, sterben alsbald genau daran. Die Menschen sind bei Thomas Mann dem Leben nicht gewachsen, nicht

dem beängstigenden Chaos in ihnen, der spontanen Bedürftigkeit, dem uferlosen Verlangen, der verletzbaren Nähe, sie sind gemacht für eine Daseinsform, die all das schon auf Distanz gebracht hat.

Ich habe vorhin gesagt, dass die scheinbar Gesunden eigentlich ernsthafter krank sind als die Patienten, denn sie wissen noch nicht einmal darum. Hätte ich meinem Vater also einen Aufenthalt auf dem Zauberberg gewünscht, eine langsame Annäherung an den Tod, die umgekehrt eine Befreiung vom verstellten Dasein mit all seiner Geschäftigkeit ist? Entschieden nein. Mein Vater hätte nie jahrelang in einem Sanatorium in Kamelhaardecken gewickelt auf dem Balkon liegend verbracht. Er wäre einfach aufgestanden und gegangen. Für lange Sitzungen hatte er nichts übrig, und er hätte ebenso wenig dafür übrig gehabt, wenn sich das Sterben hinzieht. Er war Hanseat durch und durch, und wenn ihm Zeit auch nicht Geld war, so gehörte es sich doch nicht, sie zu verplempern.

Er hatte aber eine Gabe, die ein Kollege von ihm eindrücklich in ein Wort fasste: Er lebte todesbewusst. Und das meint weder todessehnsüchtig noch frei von Lebenslust, sondern mit stiller Gelassenheit annehmend, dass jenseits der Bergkuppen und Lichtschächte, jener Horizontlinien, die wir erkennen, hinter Krankheit, Genesung und einer raschen Rückkehr in die Alltagsroutinen, noch etwas anderes liegt, etwas Größeres. Das zu spüren, meint todesbewusst leben, und das ist etwas, das meinen Vater, den ich eher in der Geschäftigkeit eines Thomas Buddenbrook als in der träumerischen Zartheit von Hanno Buddenbrook erinnere, eben doch längst zu einem Bewohner des Zauberbergs gemacht hat.

Er ist nicht besonders alt geworden, 69 Jahre.

Kein Gedöns. Kein großes Brimborium.

Und was überhaupt ist das, Zeit?

„Je, den Düwel ook, c'est la question, ma très chère demoiselle!“

So sagt es der alte Konsul Buddenbrook ganz zu Beginn des Romans.

„Was ist das?“, hat ihn seine achtjährige Enkelin Toni gerade mit kindlich ernster Neugier gefragt. Was ist das? Vor dieser Frage stehe ich, und ich kann Ihnen keine Antwort geben, nur die Frage noch einmal wiederholen. „Was – ist das ...“

Ich sitze zwischen der Frau Konsulin und ihrer Schwiegermutter auf den hellgelb bezogenen Polstern, auch wenn sie in meinem Wohnzimmer nicht wie bei ihnen zu einem Sofa, sondern zu zwei Sesseln gehören, Erbstücke meiner Großmutter oder noch meines Urgroßvaters, so genau weiß ich es nicht, und sie wurden Mitte der Achtziger Jahre neu bezogen. Jetzt tragen sie keine gelbe Seide mehr, sondern roten Samt, aber ich weiß noch um den gelben Stoff, der darunter liegt. Darunter – zeitlich, in der Erinnerung, aber auch in dem Wunsch, dazu zu gehören. Teil jenes Bürgertums zu sein, aus dem wir hinausgeworfen waren durch die Ehelosigkeit meiner Großmutter und durch manches andere.

Ich habe von Thomas Mann als einem Übevater gesprochen. In gewisser Weise war auch mein Vater ein Übevater, aber einer, der

mir immer die Räuberleiter gehalten hat, damit ich über ihn hinausklettern konnte. Jetzt kann er sie mir nicht mehr halten, und auch Sie können sie mir mit diesem Preis natürlich nicht ersetzen. Der Preis aber ist eine Trittleiter, und zwar eine besondere, eine nach hanseatischer Art, und manchmal muss man ein paar Stufen hinaufsteigen, um die Wirren von innerer Zerrissenheit und äußerer Revolutschon, vom alltäglichen Kleinklein ebenso wie von den großen Katastrophen zu überblicken. Und zu sehen, wo wir uns aufreiben sollten für einen Blick aus dem Wartezimmer und hinter die Bergkulissen, und wo uns dagegen nur mit Gelassenheit zu sagen bleibt: „Dat is nu Allens so as dat is.“